

Mehrwert «Spiritualität»



Erhard Taverna

Lesen Sie hierzu auch den Beitrag von J. Fischer auf Seite 1672.

Die medizinische Praxis eignet sich hervorragend für jede Form von Gesellschaftskritik. Konfrontiert mit existentiellen Fragen wie Krankheit und Tod werden immer wieder Forderungen laut, die Behandelnde und Pflegende ebenso regelmässig überfordern. Als eine Mischung aus Handwerk, Wissenschaft, Kunst und Profit ist die Medizin den unterschiedlichsten Erwartungen von populistischen Politikern, misstrauischen Bürokraten und fordernden Patienten ausgesetzt. Sie überzeugt überall dort, wo sich Krankheiten mit Hilfe technischer Mittel beheben lassen, sie bietet weniger, wenn die soziale Dimension im Vordergrund steht. Überspitzt formuliert könnte man sagen, dass die Behandlung früher empathischer und individueller, dafür wenig effizient und nur einer zahlenden Minderheit zu Diensten war. Heute bedient sie grundsätzlich alle, weit wirksamer, dafür weniger persönlich, weil sich ihre Konzepte aus guten Gründen am Durchschnitt orientieren.

Reale und vermeintliche Missstände im Medizinbetrieb werden gerne am Ideal der «Begegnung» oder des «Paares Arzt-Patient» gemessen, was Michel Foucault als «Bestreben, so vielem Nicht-Denken auch noch die matten Mächte einer Eheträumeri an die Seite zu stellen» ironisierte [1]. Auch in den eigenen Reihen wird gelegentlich eine mangelnde Zuwendung an Kranke beklagt, meist in enger Verbindung mit Zeitdruck, Arbeitsteilung und Spezialisierung. Das Primat der Naturwissenschaft und Technik durchdringt alle Lebensbereiche. Wie kann die Medizin in der modernen, säkularen Gesellschaft eine Insel der Seligen sein, sind doch ihre Akteure nicht weniger hilflos oder kompetent als die vielstimmige, informierte und rechtlich gut abgesicherte Öffentlichkeit. Therapeuten und Pflegende sind nach eigenem Verständnis weder Heiler noch Heilsbringer. Wenn es gut läuft, sind sie ausgebildete Handwerker, versehen mit Empathie, Fürsorglichkeit, Toleranz und Nächstenliebe, mit dem, was auch als *professional attitudes* bezeichnet wird. Tugenden, die es erst zu erwerben gilt, eine lebenslängliche Aufgabe, an der man scheitern oder die man einlösen kann. Mehr als diesen Mehrwert einzufordern wäre anmassend und unmenschlich. Denn diese mühsam zu erwerbenden Eigenschaften sind nicht einer speziellen Elite vorbehalten, sondern eine allgemeine Menschenpflicht. Im Akutspital ist der Patient mit einer zahlreichen, stetig wechselnden Belegschaft konfrontiert, zudem wird seine Aufenthaltsdauer immer kürzer. Einen berührenden Kontakt findet er vielleicht am ehesten noch bei den Hausdiensten, die das Zimmer putzen und die Mahlzeiten bringen.

Je unschärfer die Begriffe, desto schärfer die Diskussion. Ganzheitlichkeit oder Spiritualität sind Attribute, die, oft von der alternativen Szene beansprucht, sich hervorragend für die eigene Idealisierung und Selbstbeweihräucherung eignen. Priester und Heiler zu sein, ist eine Versuchung, ein Machtanspruch, dem nicht immer leicht zu widerstehen ist. Spiritualität bedeutete ursprünglich im Französischen einfach nur Frömmigkeit, Religiosität oder eine katholische Lebensführung. Als Modewort bezeichnet es, je nach Kontext, eine unspezifische Geistigkeit, Religiosität, Innerlichkeit oder kosmische Energie. Vielleicht genügt es, von einer persönlichen, sinnstiftenden Grundeinstellung zu sprechen, die religiöses Denken beinhalten kann, aber nicht muss. Der alte Spruch: *Medicus curat, natura sanat, Deus salvat* kommt diesem Zusammenspiel physischer, psychischer und geistiger Voraussetzungen vielleicht immer noch am nächsten. Eine ausserordentliche Widerstandskraft gegen Krisen, oft als Resilienz bezeichnet, mag daraus hervorgehen. Doch dieser Glücksfall begründet weder eine Verpflichtung des Personals noch einen Rechtsanspruch des Patienten. Die Aufgabenteilung auf verschiedene Dienste entspricht der realistischen Lastenverteilung im hochfunktionalisierten Spitalbetrieb. Das Beste, was sich beim Patienten herstellen lässt, ist ein Vertrauen, das die unvermeidliche Abhängigkeit akzeptiert. Vom Arzt erwartet der Patient im Gegenzug, dass dieser seine Bedürfnisse ernst nimmt und ihn, unabhängig von persönlichen Überzeugungen, ehrlich nach bestem Wissen und Können behandelt. Metaphysische Konzepte sind heute nicht mehr mehrheitsfähig. Wer im eigenen Leiden keinen Sinn zu erkennen vermag, hat das Recht, gewisse Therapieoptionen auszuschliessen oder sein Sterben zu gestalten, wie er es will. Weder Behandelnde noch Pflegende müssen seinen Entschluss gutheissen, doch die erwähnten Tugenden gebieten es, den Willen des Patienten zu respektieren. Die «personalisierte Medizin» der Genomik verheisst sichere Leitplanken für die eigene Lebensfahrt. Und das in einem Markt als gewichtigste und letzte Instanz, der sich selbst überlassen als Adam Smith's «unsichtbare Hand» vermeintlich alles zum Wohl des Patienten regelt. Viel Skepsis und ein robuster Realitätssinn gehören unentbehrlich zum Gepäck der *professional attitudes*.

Erhard Taverna

1 Foucault M. Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. München: Grin; 2007.

erhard.taverna[at]saez.ch